

DER RISS IST NICHT DAS LETZTE WORT

ÜBER DEN RAUM ZWISCHEN SINNSTIFTUNG UND NIHILISMUS

Der Riss bleibt Riss. Aber er entscheidet nicht, was aus dem Leben wird.

Es gibt einen Gedanken, der sich durch Die getragene Distanz zieht und zunächst wie eine Absage klingt: Der Riss braucht keinen höheren Sinn. Er muss nichts ankündigen, nichts vorbereiten, nichts erklären. Der Verlust muss nicht deshalb geschehen sein, damit später etwas Größeres daraus hervorgeht. Die Schuld muss nicht Teil eines verborgenen Plans gewesen sein. Das Leid muss nicht im Nachhinein dadurch gerechtfertigt werden, dass es einen Menschen reifer, tiefer oder weiser gemacht hat.

Der Riss bleibt Riss.

Diese Aussage ist notwendig. Denn sobald der Mensch beginnt, das Geschehene nachträglich zu verrechnen, nimmt er ihm seine Wirklichkeit: Aus dem Verlust wird ein Mittel, aus dem Schmerz eine Lektion, aus dem Scheitern eine Voraussetzung, aus dem Bösen ein Baustein für ein späteres Gutes. Damit wäre der Riss nicht mehr das, was er war, sondern nur noch Material für eine Erzählung, die der Mensch nachträglich über sein Leben legt.

Aber wenn es dabei bliebe, entstünde eine andere Gefahr. Aus der Ablehnung jeder Sinnstiftung könnte unmerklich die Behauptung werden, dass der Riss das letzte Wort habe. Und genau das sagt das Werk nicht. Der Satz Der Riss bleibt Riss bedeutet nicht:

Der Riss bleibt alles.

Der Riss wird nicht zum Sinn erklärt, aber er wird auch nicht zum letzten Horizont des Menschen. Es gibt keinen nachträglichen Sinn, der ihn rechtfertigen müsste — und es gibt auch keine Notwendigkeit, aus seiner Sinnlosigkeit ein Urteil über das ganze Leben zu machen.

Damit öffnet sich ein schmaler Raum zwischen zwei Versuchungen. Auf der einen Seite steht die Sinnstiftung: Es musste so kommen, es hatte einen Grund, am Ende wird sich zeigen, wofür es gut war. Auf der anderen der Nihilismus: Es gibt keinen Grund, es war sinnlos, also ist auch nichts von Bedeutung, was danach geschieht.

Beides scheint gegensätzlich. In Wahrheit verbindet die beiden etwas: Sie wollen über den Riss ein endgültiges Urteil sprechen. Die eine Seite macht ihn zum verborgenen Sinn, die andere zur endgültigen Sinnlosigkeit. Das Werk verweigert beide Urteile.

Vielleicht liegt darin die eigentliche Bedeutung der getragenen Distanz: Nicht alles muss entschieden werden. Der Mensch darf vor etwas stehen, das nicht aufgeht. Er darf sagen: Das war schlecht. Dieser Verlust war ein Verlust. Diese Schuld war Schuld. Dieser Riss tut weh. Und er muss daraus nicht sofort eine Weltanschauung machen — weder „Es hatte einen Sinn" noch „Es hat keinen Sinn". Vielleicht genügt zunächst:

Es ist geschehen. Und jetzt?

Diese kleine Öffnung ist entscheidend, denn das Leben endet nicht dort, wo eine Erklärung endet. Der Riss hat keine Aufgabe. Aber der Mensch hat weiterhin einen nächsten Schritt, und das ist etwas völlig anderes. Der Verlust muss mich nicht zu einem besseren Menschen gemacht haben, damit ich nach ihm einem anderen beistehen kann. Die Schuld muss nicht notwendig gewesen sein, damit Vergebung möglich wird. Das Scheitern muss nicht Teil eines höheren Plans gewesen sein, damit am nächsten Morgen wieder Brot auf dem Tisch liegt.

Das Gute braucht das Schlechte nicht, um gut zu sein. Und das Schlechte braucht kein höheres Ganzes, um als schlecht erkannt werden zu dürfen. Beides darf nebeneinander bestehen. Der Riss bleibt offen — und trotzdem kann jemand eine Hand ausstrecken.

Damit bekommt auch die Treue eine andere Bedeutung. Sie ist nicht die Behauptung, dass am Ende alles gut wird, nicht das Vertrauen in eine spätere Auflösung, nicht die Gewissheit, dass der gegenwärtige Schmerz irgendwann seinen Sinn preisgibt. Ich muss deinen Verlust nicht erklären, um bei dir zu bleiben. Ich muss deine Geschichte nicht versöhnen, um sie auszuhalten. Ich muss aus deinem Schmerz keine Lektion machen, um ihn ernst zu nehmen. Vielleicht ist gerade das eine Form von Würde: den Anderen nicht durch eine Erklärung von seinem eigenen Schmerz zu erlösen. Manchmal ist die treueste Antwort nicht „Es wird schon einen Grund haben", sondern:

Ich bin hier.

Von hier aus wird verständlich, warum die Fügung am Ende der Trilogie keine nachträgliche Weltdeutung sein kann. Sie bedeutet nicht, dass alles seinen Sinn hatte, und nicht, dass alles genau so geschehen musste. Sie beginnt dort, wo der Mensch aufhört, sein Leben vollständig aus sich selbst heraus begründen zu müssen. Er muss den Riss nicht erklären — und er muss ihn auch nicht zum Grund seiner ganzen Existenz machen.

Er darf leben, obwohl etwas offen geblieben ist.
Er darf lieben, obwohl Liebe verlieren kann.
Er darf handeln, ohne zu wissen, was aus seiner Handlung wird.

Das ist keine Auflösung des Risses, sondern ein Leben neben ihm.

Vielleicht liegt hier auch die Bedeutung des Wortes getragen. Es heißt nicht, dass der Riss aufgehoben wird. Es heißt, dass der Mensch nicht alles selbst aufheben muss. Ein Mensch kann einen Verlust tragen, ohne ihn zu verstehen. Eine Beziehung kann eine Verletzung überstehen, ohne dass die Vergangenheit ungeschehen wird. Ein Morgen kann kommen, ohne dass der gestrige Tag versöhnt worden wäre. Die Welt muss nicht erst heil sein, damit Leben möglich wird.

Vielleicht ist das die stillste Form von Hoffnung, die das Werk zulässt: nicht die Hoffnung auf eine spätere Erklärung, sondern die Möglichkeit, dass noch etwas anderes geschehen kann.

Deshalb darf der Riss offen bleiben. Aber er darf nicht alles besetzen.

Neben ihm kann ein Kind lachen.
Neben ihm kann jemand Brot schneiden.
Neben ihm kann einer warten.
Neben ihm kann eine Hand einen Becher verrücken.

Nicht wegen des Risses, nicht für ihn, nicht als Ausgleich. Einfach so.

Das Werk sagt nicht: Aus dem Riss entsteht Sinn. Es sagt: Der Riss muss keinen Sinn hervorbringen, damit das Leben weiter wirklich sein kann. Erst wenn das Gute nichts

mehr kompensieren muss, darf es ganz es selbst sein. Erst wenn der Verlust nicht gerechtfertigt werden muss, darf er wirklich Verlust bleiben.

Zwischen Sinnstiftung und Nihilismus liegt keine Unentschiedenheit. Dort liegt Leben — eines, das nicht alles erklären kann und deshalb nicht aufhört zu antworten. Das den Riss nicht schließt und dennoch weitergeht. Das nicht behauptet, alles sei gut, und trotzdem Gutes tut.

Der Riss bleibt Riss.

Aber er entscheidet nicht, was aus dem Leben wird.